

Der Berlin-Reflex

Die Hauptstadt als Illusionsneurose der Literatur

Von Florian Illies, FAZ vom 19. Dezember 1998

"Habe ich", so fragte Stephen Spender einst, bevor er, der Zugereiste, ein Sonett über Berlin schrieb, "überhaupt das Recht, ein Sonett über Berlin zu schreiben?" Heute fragt niemand mehr. Aber alle schreiben. Es ist, als seien die Hämmerchen, die die Berliner Mauer zu Bauschutt zerkleinerten, noch immer in Aktion. Nur daß sie heute kleine Schläge verteilen auf jedes Autorenknie, das sich ihnen darbietet. Doch statt willkürlich mit dem Bein auszuschlagen, äußert sich dieser Reflex in einem sofortigen Berlin-Beschreibzwang. Und da alle irgendwie denken, daß Reflexhämmerchen in eine neurologische Praxis gehören, schreiben sie über Berlin, als lägen sie noch immer auf der Behandlungscouch.

"Liebeserklärung an eine häßliche Stadt" heißt etwa die neueste Folge des deutschen Berlin-Reflexes. Zwar wird schon nach wenigen Seiten klar, daß Bodo Morshäuser über Berliner Mietshäuser und Radiosender nicht mehr zu erzählen hat als ein Lokalreporter der "B.Z.". Aber das ist im Grunde auch egal. Wenn die Kreise der Selbstreferentialität nur eng geschlossen sind, freut man sich im Innern über jeden neuen Spiegel, in dem man sich begucken kann. Und damit man sich, dort unter den Stadthermeneutikern im Innern des Kreises, einbilden kann, daß sich der Kreisel immer schneller dreht, hat Morshäuser am Ende des Buches vermerkt "Geschrieben im Sommer 1998". Allein Echtzeit erhofft man sich in Berlin inzwischen von der Literatur, nicht Ewigkeit. Und doch merkt man gerade an dieser hektischen Betriebsamkeit, dieser Torschlußpanik, daß die Stadt als kulturkritisches Thema längst an ihr Ende geführt worden ist, weil alle Erwartungen an sie dokumentiert sind.

Was man hier beobachten kann, sind die letzten literarischen Pirouetten auf dem Eis des Kalten Krieges. Denn die beiden Parallelkosmen, die sich infolge der Teilung der Stadt in Charlottenburg und am Prenzlauer Berg bildeten, schöpfen ihre Kraft bis heute aus der Abgrenzung gegenüber dem anderen, fremden Mikrokosmos und gegenüber dem ganzen Land. "Typisch", so heißt es im klügsten Satz von Morshäusers Berlin-Sonett, "für solche Tiere oder Bewohner ist das permanente Imkreisgehen mit allem Stolz, den nur aufbringen kann, wer sich nichts anderes ausmalen kann, als im Kreis zu gehen, weil er seine Welt als Kreis sieht." Das Gefühl des Gefangenseins, von dem der routinierte Charlottenburger Zoobewohner Morshäuser erzählt, spricht im Osten sogar aus dem Titel der ostberlinerischsten aller Ost-Berliner Literaturzeitschriften; sie heißt: "Die Sklaven". Und auch, als es in diesem Frühjahr am Prenzlauer Berg zur Spaltung kam, wagten sich die sezessionistischen Stadthermeneutiker nur bis zum Titel "Sklavenaufstand" vor. Sklaven bleiben Sklaven.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Während so die Motoren der Selbstreferentialität in Ost wie West, unterstützt von den jeweiligen Lokalzeitungen, immer heißer laufen, wächst übergreifend die Sehnsucht nach Definition von außen. Diese Sehnsucht Berlins trifft nun tragischerweise auf eine große, weltweite Sehnsucht der Intellektuellen nach Berlin. Etwa Alexandra Ritchies Mammutwerk "Faust's Metropolis. A History of Berlin", das in der Reizwortanhäufung bislang nur von dem gerade erschienenen Erinnerungsbuch Peter Gays übertroffen wird, es heißt: "My German question. Growing up in Nazi Berlin". Kein Wunder, daß beide Bücher bei den Weihnachtsbuchtips des "Times Literary Supplement" begeistert genannt werden.

Flankiert worden diese Bücher von einer Armada an Aufsätzen. Jan Buruma besprach gerade in der "New York Review of Books" zwei Bücher über Berliner Architektur, aber nur, um am eigenen Berlin-Bild zu mauern. In der Dezemberausgabe von "Lettre" ist die Rezension nun nachgedruckt, denn man schätzt es in Berlin, wenn man sich möglichst aus der Nähe (will sagen: auf deutsch) bespiegeln kann. Buruma erzählt, wie er mit seinem Vater, einst ein deutscher Zwangsarbeiter, an Silvester 1989 durch das Brandenburger Tor ging. Und dann erzählt er die Geschichte Berlins. Ein paar Seiten vorher erzählt Richard Shusterman in "Lettre" ebenfalls seitenlang die Geschichte Berlins. Es ist nicht so, als daß der deutsche Leser hier irgend etwas Neues oder Interessantes erführe. Auch mit der ersehnten Definition von außen ist es nicht weit her. Aber Leure International, Rosenthalerstr. 13, Berlin, findet es offenbar schon cool, daß angelsächsische Autoren überhaupt über Berlin schreiben. Und Richard Shusterman wiederum findet es offensichtlich, ganz wie Buruma und all die andern Berlin-Touristen und Gäste des Wissenschaftskollegs, cool, daß er in Berlin gewesen ist: "Ich schrieb diesen Essay in Berlin, nachdem ich ein Jahr seine oftmals dunklen Freuden und morbiden Faszinationen erfahren hatte." Gerne wird solche Authentizität mit Inspiration und literarischer Kraft verwechselt.

Doch so wird gerechnet zur Zeit in Berlin. Deshalb fotografiert eine Berliner Zeitung junge, aufstrebende Schriftsteller an ihren Berliner Lieblingsplätzen. Wie auf Polizeifotos sollen so Tatorte dokumentiert werden: Achtung, hier entsteht echte Berlin-Literatur. Eine andere Berliner Zeitung läßt, nachdem sie kürzlich Berlin zur "deutschen Literaturhauptstadt" ausgerufen hat, jetzt Berliner Jungschriftsteller schriftstellerisch jung über Berlin schreiben. Noch eine andere Berliner Zeitung schreibt dann über Lesungen von jungen Schriftstellern, die in Berlin über Berlin schreiben: "Berlinfindungsmäßig floppte das ganze", doch auch diese schnoddrige Ironie kann die große Sehnsucht dahinter nicht verbergen: So inbrünstig wie nie warten die Salons und Feuilletons zwischen Lietzensee und Prenzlauer Berg auf das Eintreffen des großen Berlin-Romans. Doch da wird man wohl noch ein bißchen weiter warten müssen.

Nur einer will davon vorerst noch nicht Abschied nehmen: Günter Grass. Daß da etwas Großes entsteht, durfte man bereits im Oktober ahnen, als sein Büro anläßlich der Verleihung des Nobelpreises an José Saramago verkünden ließ, daß Grass froh sei, diesmal den Preis nicht bekommen zu haben, da er ungestört weiterarbeiten wolle. Nun weiß man, woran: Grass arbeitet am grollen Berlin-Roman, der nächstes Jahr erscheinen wird. Wahrscheinlich wandert Fonty Fontane darin durch die Kneipen in den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hackeschen Höfen, und Schinky Schinkel plaudert mit den Baumeistern am Potsdamer Platz über das Magdeburger Modell.

"Ich habe keine Lust, an Berlin zu denken", spricht hingegen der Ich-Erzähler im Romandebüt des jungen Berliner Autors Markus Seidel - und bleibt lieber in Wien. "Umwege erhöhen die Ortskenntnis", heißt sein Roman, und dieser Titel formuliert wahrscheinlich präzise das ästhetische Programm einer neuen Generation. Es ist eine Generation, die mit Jakob Arjounis "Magic Hofmann", dem wohl ersten unangestregten Berlin-Buch seit vielen, vielen Jahren, begriffen hat, daß Berlin zunächst einmal eine "Illusionsneurose" ist. Eine Stadt, die man erst einmal vom alten Sokkel herunterholen muß, damit man merkt, wie kalt sie ist und dreckig. Und in der man eben auch einfach nur leben darf gerade auch als Schriftsteller, ohne gleich über sie schreiben zu müssen. Schließlich erwartet auch niemand, daß Grass uns den großen Lübeck-Roman liefert, Botho Strauss die große Saga der Uckermark, Enzensberger die ultimative München-Novelle. Wer nach Berlin zieht den macht der Betrieb zwangsläufig zum Stadtschreiber. Doch erst jetzt, wo dieser Druck übermächtig zu werden scheint, entzieht sich die junge Garde ihrer Bergen-Enkheimerung. "Ich habe keine Lust, an Berlin zu denken." Kühllächelnd hat Mario Vargas Llosa gerade einen Reporter abgewiesen, der ratlos fragte, warum er, der als Schriftsteller gerade wieder ein Jahr in Berlin gelebt habe, denn nicht endlich auch einen Berlin-Roman schreibe. Weil, so sagte der peruanische Dichter, die "Erinnerungen der größte Schatz eines Schriftstellers sind und nicht seine Umgebung". Deshalb hat Jakob Arjouni in "Magic Hoffmann" eben in bester "Emil und die Detektive"-Tradition Berlin aus der Perspektive des Landeis beschrieben und nicht aus der Kant- oder Auguststraße. Die Beschreibung der Magie einer Stadt ist Angelegenheit der Ankömmlinge. Zudem war Arjouni so klug zu wissen, daß man über Berlin am besten nicht in Berlin schreibt, sondern jotwede. So wie auch Judith Hermann, die mit ihrem Debütband "Sommerhaus, später" bewiesen hat, daß man die schönsten und authentischsten und undramatischsten Erzählungen über das Berlin der späten neunziger Jahre schreiben kann, wenn man in der Einöde hockt, irgendwo auf dem flachen Land vor den Toren Hamburgs. Ihre Erzählungen erzählen auch deshalb so viel von Berlin, weil sie nicht mehr von Berlin erzählen wollen.

Erst wenn man seine Erinnerungen daran beschreiben kann, wird ein realer Ort zu einem mythischen Ort. Doch dafür braucht man gelebte Ortskenntnis. Vielleicht auch deshalb leben sie zwar inzwischen fast alle wie Judith Hermann in Berlin: Ingo Schulze und Felicitas Hoppe, Jakob Arjouni und Dürs Grünbein, Markus Seidel, Ralf Bönt und Ingo Schramm. Aber keiner von ihnen lebt in der Berliner Republik. Sie nutzen den inspirierenden, unfertigen, wartenden Ort vor allem, um sich erst einmal literarisch ihrer Vergangenheit zu entledigen, um nach versunkenen Schätzen zu suchen. So entstanden in Berlin in den letzten Jahren große Sonette über Paris. Novellen über Wien, simple Stories über Altenburg, ländliche Ficknicke mit Friseuren, Erzählungen über die Südsee, Erinnerungen an eine Jugend in Bielefeld. Selbstreferentialität ist ihrer aller Sache nicht. Und genau das ist wahrscheinlich der entscheidende erste Schritt, um sich von der bundesdeutschen Illusionsneurose Berlin zu befreien: Daß man dort zwar seinen Supermarkt hat und seinen Anwohnerparkausweis, sich als Ankömmling aber dennoch erst einmal von dort in die Provinz zurückimaginiert. Und sich aus dem hektischen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mechanismus des Berlin-Reflexes ausklinkt. Weil man ahnt, daß man Berlin in seiner einmaligen Metropopeligkeit erst zu beschreiben vermag, wenn man es erinnern und somit als Provinz ernst nehmen kann.

Der Berlin-Reflex

Die Hauptstadt als Illusionsneurose der Literatur

"Habe ich", so fragte Stephen Spender einst, bevor er, der Zugereiste, ein Sonett über Berlin schrieb, "überhaupt das Recht, ein Sonett über Berlin zu schreiben?" Heute fragt niemand mehr. Aber alle schreiben. Es ist, als seien die Hämmerchen, die die Berliner Mauer zu Bauschutt zerkleinerten, noch immer in Aktion. Nur daß sie heute kleine Schläge verteilen auf jedes Autorenknie, das sich ihnen darbietet. Doch statt willkürlich mit dem Bein auszuschlagen, äußert sich dieser Reflex in einem sofortigen Berlin-Beschreibzwang. Und da alle irgendwie denken, daß Reflexhämmerchen in eine neurologische Praxis gehören, schreiben sie über Berlin, als lägen sie noch immer auf der Behandlungscouch.

"Liebeserklärung an eine häßliche Stadt" heißt etwa die neueste Folge des deutschen Berlin-Reflexes. Zwar wird schon nach wenigen Seiten klar, daß Bodo Morshäuser über Berliner Mietshäuser und Radiosender nicht mehr zu erzählen hat als ein Lokalreporter der "B.Z.". Aber das ist im Grunde auch egal. Wenn die Kreise der Selbstreferentialität nur eng geschlossen sind, freut man sich im Innern über jeden neuen Spiegel, in dem man sich begucken kann. Und damit man sich, dort unter den Stadthermeneutikern im Innern des Kreises, einbilden kann, daß sich der Kreisel immer schneller dreht, hat Morshäuser am Ende des Buches vermerkt "Geschrieben im Sommer 1998". Allein Echtzeit erhofft man sich in Berlin inzwischen von der Literatur, nicht Ewigkeit. Und doch merkt man gerade an dieser hektischen Betriebsamkeit, dieser Torschlußpanik, daß die Stadt als kulturkritisches Thema längst an ihr Ende geführt worden ist, weil alle Erwartungen an sie dokumentiert sind.

Was man hier beobachten kann, sind die letzten literarischen Pirouetten auf dem Eis des Kalten Krieges. Denn die beiden Parallelkosmen, die sich infolge der Teilung der Stadt in Charlottenburg und am Prenzlauer Berg bildeten, schöpften ihre Kraft bis heute aus der Abgrenzung gegenüber dem anderen, fremden Mikrokosmos und gegenüber dem ganzen Land. "Typisch", so heißt es im klügsten Satz von Morshäusers Berlin-Sonett, "für solche Tiere oder Bewohner ist das permanente Imkreisgehen mit allem Stolz, den nur aufbringen kann, wer sich nichts anderes ausmalen kann, als im Kreis zu gehen, weil er seine Welt als Kreis sieht." Das Gefühl des Gefangenseins, von dem der routinierte Charlottenburger Zoobewohner Morshäuser erzählt, spricht im Osten sogar aus dem Titel der ostberlinerischsten aller Ost-Berliner Literaturzeitschriften; sie heißt: "Die Sklaven". Und auch, als es in diesem Frühjahr am Prenzlauer Berg zur Spaltung kam, wagten sich die sezessionistischen Stadthermeneutiker nur bis zum Titel "Sklavenaufstand" vor. Sklaven bleiben Sklaven.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Während so die Motoren der Selbstreferentialität in Ost wie West, unterstützt von den jeweiligen Lokalzeitungen, immer heißer laufen, wächst übergreifend die Sehnsucht nach Definition von außen. Diese Sehnsucht Berlins trifft nun tragischerweise auf eine große, weltweite Sehnsucht der Intellektuellen nach Berlin. Etwa Alexandra Ritchies Mammutwerk "Faust's Metropolis. A History of Berlin", das in der Reizwortanhäufung bislang nur von dem gerade erschienenen Erinnerungsbuch Peter Gays übertroffen wird, es heißt: "My German question. Growing up in Nazi Berlin". Kein Wunder, daß beide Bücher bei den Weihnachtsbuchtips des "Times Literary Supplement" begeistert genannt werden.

Flankiert worden diese Bücher von einer Armada an Aufsätzen. Jan Buruma besprach gerade in der "New York Review of Books" zwei Bücher über Berliner Architektur, aber nur, um am eigenen Berlin-Bild zu mauern. In der Dezemberausgabe von "Lettre" ist die Rezension nun nachgedruckt, denn man schätzt es in Berlin, wenn man sich möglichst aus der Nähe (will sagen: auf deutsch) bespiegeln kann. Buruma erzählt, wie er mit seinem Vater, einst ein deutscher Zwangsarbeiter, an Silvester 1989 durch das Brandenburger Tor ging. Und dann erzählt er die Geschichte Berlins. Ein paar Seiten vorher erzählt Richard Shusterman in "Lettre" ebenfalls seitenlang die Geschichte Berlins. Es ist nicht so, als daß der deutsche Leser hier irgend etwas Neues oder Interessantes erführe. Auch mit der ersehnten Definition von außen ist es nicht weit her. Aber Leure International, Rosenthalerstr. 13, Berlin, findet es offenbar schon cool, daß angelsächsische Autoren überhaupt über Berlin schreiben. Und Richard Shusterman wiederum findet es offensichtlich, ganz wie Buruma und all die andern Berlin-Touristen und Gäste des Wissenschaftskollegs, cool, daß er in Berlin gewesen ist: "Ich schrieb diesen Essay in Berlin, nachdem ich ein Jahr seine oftmals dunklen Freuden und morbiden Faszinationen erfahren hatte." Gerne wird solche Authentizität mit Inspiration und literarischer Kraft verwechselt.

Doch so wird gerechnet zur Zeit in Berlin. Deshalb fotografiert eine Berliner Zeitung junge, aufstrebende Schriftsteller an ihren Berliner Lieblingsplätzen. Wie auf Polizeifotos sollen so Tatorte dokumentiert werden: Achtung, hier entsteht echte Berlin-Literatur. Eine andere Berliner Zeitung läßt, nachdem sie kürzlich Berlin zur "deutschen Literaturhauptstadt" ausgerufen hat, jetzt Berliner Jungschriftsteller schriftstellerisch jung über Berlin schreiben. Noch eine andere Berliner Zeitung schreibt dann über Lesungen von jungen Schriftstellern, die in Berlin über Berlin schreiben: "Berlinfindungsmäßig floppte das ganze", doch auch diese schnoddrige Ironie kann die große Sehnsucht dahinter nicht verbergen: So inbrünstig wie nie warten die Salons und Feuilletons zwischen Lietzensee und Prenzlauer Berg auf das Eintreffen des großen Berlin-Romans. Doch da wird man wohl noch ein bißchen weiter warten müssen.

Nur einer will davon vorerst noch nicht Abschied nehmen: Günter Grass. Daß da etwas Großes entsteht, durfte man bereits im Oktober ahnen, als sein Büro anläßlich der Verleihung des Nobelpreises an José Saramago verkünden ließ, daß Grass froh sei, diesmal den Preis nicht bekommen zu haben, da er ungestört weiterarbeiten wolle. Nun weiß man, woran: Grass arbeitet am grollen Berlin-Roman, der nächstes Jahr erscheinen wird. Wahrscheinlich wandert Fonty Fontane darin durch die Kneipen in den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hackeschen Höfen, und Schinky Schinkel plaudert mit den Baumeistern am Potsdamer Platz über das Magdeburger Modell.

"Ich habe keine Lust, an Berlin zu denken", spricht hingegen der Ich-Erzähler im Romandebüt des jungen Berliner Autors Markus Seidel - und bleibt lieber in Wien. "Umwege erhöhen die Ortskenntnis", heißt sein Roman, und dieser Titel formuliert wahrscheinlich präzise das ästhetische Programm einer neuen Generation. Es ist eine Generation, die mit Jakob Arjounis "Magic Hofmann", dem wohl ersten unangestregten Berlin-Buch seit vielen, vielen Jahren, begriffen hat, daß Berlin zunächst einmal eine "Illusionsneurose" ist. Eine Stadt, die man erst einmal vom alten Sokkel herunterholen muß, damit man merkt, wie kalt sie ist und dreckig. Und in der man eben auch einfach nur leben darf gerade auch als Schriftsteller, ohne gleich über sie schreiben zu müssen. Schließlich erwartet auch niemand, daß Grass uns den großen Lübeck-Roman liefert, Botho Strauss die große Saga der Uckermark, Enzensberger die ultimative München-Novelle. Wer nach Berlin zieht den macht der Betrieb zwangsläufig zum Stadtschreiber. Doch erst jetzt, wo dieser Druck übermächtig zu werden scheint, entzieht sich die junge Garde ihrer Bergen-Enkheimerung. "Ich habe keine Lust, an Berlin zu denken." Kühllächelnd hat Mario Vargas Llosa gerade einen Reporter abgewiesen, der ratlos fragte, warum er, der als Schriftsteller gerade wieder ein Jahr in Berlin gelebt habe, denn nicht endlich auch einen Berlin-Roman schreibe. Weil, so sagte der peruanische Dichter, die "Erinnerungen der größte Schatz eines Schriftstellers sind und nicht seine Umgebung". Deshalb hat Jakob Arjouni in "Magic Hoffmann" eben in bester "Emil und die Detektive"-Tradition Berlin aus der Perspektive des Landeis beschrieben und nicht aus der Kant- oder Auguststraße. Die Beschreibung der Magie einer Stadt ist Angelegenheit der Ankömmlinge. Zudem war Arjouni so klug zu wissen, daß man über Berlin am besten nicht in Berlin schreibt, sondern jotwede. So wie auch Judith Hermann, die mit ihrem Debütband "Sommerhaus, später" bewiesen hat, daß man die schönsten und authentischsten und undramatischsten Erzählungen über das Berlin der späten neunziger Jahre schreiben kann, wenn man in der Einöde hockt, irgendwo auf dem flachen Land vor den Toren Hamburgs. Ihre Erzählungen erzählen auch deshalb so viel von Berlin, weil sie nicht mehr von Berlin erzählen wollen.

Erst wenn man seine Erinnerungen daran beschreiben kann, wird ein realer Ort zu einem mythischen Ort. Doch dafür braucht man gelebte Ortskenntnis. Vielleicht auch deshalb leben sie zwar inzwischen fast alle wie Judith Hermann in Berlin: Ingo Schulze und Felicitas Hoppe, Jakob Arjouni und Dürs Grünbein, Markus Seidel, Ralf Bönt und Ingo Schramm. Aber keiner von ihnen lebt in der Berliner Republik. Sie nutzen den inspirierenden, unfertigen, wartenden Ort vor allem, um sich erst einmal literarisch ihrer Vergangenheit zu entledigen, um nach versunkenen Schätzen zu suchen. So entstanden in Berlin in den letzten Jahren große Sonette über Paris. Novellen über Wien, simple Stories über Altenburg, ländliche Ficknicke mit Friseuren, Erzählungen über die Südsee, Erinnerungen an eine Jugend in Bielefeld. Selbstreferentialität ist ihrer aller Sache nicht. Und genau das ist wahrscheinlich der entscheidende erste Schritt, um sich von der bundesdeutschen Illusionsneurose Berlin zu befreien: Daß man dort zwar seinen Supermarkt hat und seinen Anwohnerparkausweis, sich als Ankömmling aber dennoch erst einmal von dort in die Provinz zurückimaginiert. Und sich aus dem hektischen

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Mechanismus des Berlin-Reflexes ausklinkt. Weil man ahnt, daß man Berlin in seiner einmaligen Metropopeligkeit erst zu beschreiben vermag, wenn man es erinnern und somit als Provinz ernst nehmen kann.